

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Graviczjaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastui. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung.)

Lisa ruhte auf den Dekoratio- nen. Die un- gleiche Bewegung und die über scharfe Steine springenden Räder entriß ihr leise Schmerzenslaute.

Endlich ward es besser; man befand sich auf freier Straße.

Die Kranke lag mit weitgeöffneten Augen auf dem Wagen und blickte über sich zum Himmel empor, ohne Regung, ohne Zucken der Mund- winkel.

Die weißen Wolken jagten über die blaue Fläche.

Hin und wieder durchschnitt ein Vogel die Luft.

Lisa dachte an ihre Jugend, an die ver- lorenen Träume und das treulose Glück.

Hans Andorf er- innerte sich, wie er beim Wagen nach- schaute, daß er gänz- lich vergaß, Lisa zu sagen, er könne nicht gleich mitkommen, sondern treffe erst am nächsten Tag ein.

„Sie wird es ja sehen,“ beruhigte er sich, „wenn sie ankommen. Die Anderen können's ihr ja auch erklären. Und die Sehnsucht thut uns Beiden nicht mehr weh.“

Damit begab er sich wiederum in den Gasthof zurück und setzte sich an den runden Tisch der leeren Herrenstube.

Bald kam auch der Wirth und die Beiden vertrieben sich die Zeit bis zum Abend abwechselnd mit Trinken und

Dunkel lagen die Schatten über Park und Schloß Trautenau.

Durch den hinteren Theil des Gartens schritt Baron Kurt rasch dem Gebäude zu.

Er trug noch sein Reitkostüm und in der Hand eine starke, leberne Gerte mit silbernem Knäuf.

Sein Pferd hatte Kurt nach dem Forst zu an einen Baum gebunden; mochte es nachher ein Bedienter holen.

Der Baron betrat die Terrasse von der Seite. Eine Menge Zierbäume standen umher.

Im Parterre des Schlosses war es ruhig.

Andorf war noch nicht gekommen, die Baronin noch auf ihren Zimmern. Der alte Diener hatte es berichtet mit tiefbe- klümmertem Gesicht.

Sehr bleich im Antlitz, doch äußerlich ruhig erwartete Kurt den Hallunken.

Er ließ sich auf einen Rollstuhl hinter einem dichten Boskett nieder und hatte Muße genug, noch einmal seine ganze Lage zu überdenken. Er fand keinen rechten Aus- weg.

Unter den ent- fernteren Parkbäumen

die im tiefen Dunkel lagen, erscholl nun ein vorsichtiger Schritt in dem knirschenden Sand.

Baron Kurt sagte die leberne Reitgerte fester und sprang auf.

Noch immer mußte ihn das Boskett verdecken. Zudem war es ziemlich dunkel,



Der Theater-Teufel. Vor Schmerz brach er mit einem Knie auf die Stufen.

Kartenspiel.

Hans Andorf hatte kein Glück dabei. Er verspielte beinahe Alles, was er noch in der Tasche besaß.

Es wurde Abend.

doch vermochte man immerhin eine Person zu erkennen.

Die Schritte näherten sich, wurden langsamer und setzten darauf von Neuem rascher an.

Nun hatte der Mensch sogar die Frechheit, einen lauten Pfiff zu thun.

Als es hierauf still blieb, setzte er den Fuß auf die Stufen, welche zur Terrasse empor führen.

Nun hielt es der Baron an der Zeit, ebenfalls auf der Bildfläche zu erscheinen.

Rasch trat er vor und blieb auf den obersten Stufen stehen, dem Komödianten fest in das Gesicht blickend.

Hans Andorf war im ersten Augenblick nicht wenig verblüfft.

Er glaubte völlig sicher zu sein.

„Alle Teufel noch mal!“ fluchte er, dachte jedoch keineswegs daran, zu entfliehen.

Ebenfalls den Schloßherren anblickend, verzog er sogar den Mund zu einem frechen Lächeln.

Der Baron war kaum mehr im Stand, sich zu bemeistern. Er stieg noch zwei Stufen tiefer, ohne daß sich Andorf rührte und stand nun ziemlich dicht vor dem Frechen.

„Was wollen Sie hier?“ fragte er.

Seine Stimme klang sehr scharf.

Es war das Grollen, welches dem Sturm vorausgeht.

„Wie?“ entgegnete der Komödiant frech.

„Was Sie hier wollen? Verstehen Sie mich nicht?“ rief der Baron und in seiner Hand zuckte die Reitgerte.

„Legen Sie gefälligst dieses Ding bei Seite, Herr Baron,“ meinte Andorf, welcher diese Bewegung wohl bemerkte. „Wir leben nicht mehr in der Zeit der Leibeigenschaft und Menschen sind keine Hunde. Ich wollte mir einfach bei meinem Hiersein die Gelegenheit nicht entgehen lassen, meiner einstigen Kollegin — oder wenn Sie selbst eine nähere Bezeichnung wünschen: meiner kleinen Freundin, einen Besuch abzustatten.“

„Meinen Sie damit — die Baronin von Trautenau?“

„Allerdings, Julianne Schmidt; unter ehemaligen Freunden nimmt man es nicht so genau.“

Der helle Wahnsinn mußte diesen Menschen erfaßt haben, daß er so sprach.

Er war jedoch mit seiner letzten Entgegnung noch nicht einmal ganz zu Ende gekommen, als ihm der Baron mit voller Wucht die Peitsche in's Gesicht schlug.

„Das ist meine Antwort, Hallunke!“

Mit einem Schrei taumelte der Komödiant zurück.

Er faßte nach dem Gesicht, Funken zuckten vor den Augen. Wie toll sprang er gegen den Baron.

Jede Bestimmung hatte er verloren.

„Julianne — war meine — Geliebte!“ schrie er.

Zum zweiten Mal traf ihn der Streich? Vor Schmerz brach er mit einem Knie auf die Stufen. Seine Stimme glich einem zeternden Geschrei.

Mit den Fingern suchte er nach einer Waffe, nach einem Stein.

Er fand nichts, was er ergreifen konnte.

Der Baron hatte sich abgewendet. Er stieg die Stufen hinauf.

Mit diesem Burschen hatte er heute abgerechnet; der würde nie mehr kommen. Oben wurden die Thüren aufgerissen.

Da versuchte der Gestürzte noch einen letzten Angriff. Er glich einem in tödtliche Wuth versetzten Raubthier.

Er sprang die Stufen empor und faßte den Baron bei den Schultern.

Aber es funkelte ihm dabei vor den Augen und in den Ohren klang es ihm wie von tausend gesprungenen Glocken.

Mit einem kräftigen Ruck konnte ihn der Baron über die Stufen hinunterschleudern.

Er überschlug sich und blieb unten im Sand mit zerfetzten Oberkleidern liegen.

In diesem Augenblick tauchte die Baronin neben ihrem Gatten auf.

„Was thust Du?“ schrie sie.

„Einen Buben züchtigen!“ gab er zur Antwort und deutete nach rückwärts, wo sich der Glende eben unter den lautesten Vermüthungen langsam erhob. „Da liegt er.“

„Andorf!“ rief Julianne voller Entsetzen.

Der Komödiant drehte rasch den Kopf und gab eine heftige Entgegnung: „Das zahle ich Euch heim!“

„Hinaus, Erbärmlicher!“ herrschte der Baron. „Und wenn es nicht halb geschieht, lasse ich Dich mit Hunden aus dem Park heßen!“

Durch den Lärm herbeigerufen, kamen Diener mit Rädern auf die Terrasse.

Hans Andorf verschwand unter den Bäumen.

Julianne, noch immer fassungslos, that unwillkürlich einen Schritt, um ihm zu folgen.

Die Hand des Gatten legte sich auf ihren Arm und so fest, daß ihr ein Schmerzendlaut entfuhr.

„Muß ich Dich vor den Dienern an Deine Pflicht mahnen, an meine Ehre?“

Sie schaute ihn erschrocken an.

Es war ein eifriger Ton.

Die Französin, ihre Kammerzofe, näherte sich ihr.

„Führen Sie die Frau Baronin auf ihr Zimmer!“ sagte Kurt kalt und befehlend.

Julianne zauderte!

An solchen Befehl war sie nicht gewöhnt. Was fiel ihm ein?!

„Geh!“ herrschte er.

Und vor diesem Blick ging sie.

Sie hatte zum ersten Mal den Baron Trautenau, nicht ihren Gatten kennen gelernt.

Von der Französin geleitet, suchte sie ihre Zimmer auf. Dort angekommen, erging sie sich in lauten, haltlosen Vermüthungen gegen Kurt.

Solche Tyrannei wollte sie sich niemals gefallen lassen. Der heutige Vorfall hatte Allem die Krone aufgesetzt. Wie sollte es erst für die Zukunft werden?

Die strenge Miene des Herrn Gemahls imponirte ihr schon nicht mehr.

Sie war kein Kind, das man nur auf das Zimmer schicken kann, wenn es eine

Unart begangen? Und warum schlug er Andorf? Er sollte dies ja bald bereuen!

Jornig schlug ihre kleine Hand auf die Tischglocke. Nach kleiner Weile erschien die schwarzäugige Französin mit dem lächelnden Gesicht.

„Florette, Du hast oft gesagt, wie sehr Du mir ergeben wärst. Heute muß ich auf Dich zählen können.“

„Kann ich einen Beweis geben, gnädige Frau!“ sagte das Mädchen betheuernd.

„Ja; packe ein, was ich Dir angeben werde!“

Sie ging dabei heftig auf und ab.

„Einpacken?“ fragte Florette total verblüfft.

Dies ging dennoch über alle ihre Schamheit.

„Du hörst es ja! Nimm die beiden Leberkoffer; wo sie stehen, weißt Du ja. Mein Schmuck kommt natürlich dazu, Leibwäsche und Kostüme, so viel Du eben hineinbringst. Meine verschiedenen Hüte bringe in einem Extrakarton unter. Ich verlasse Schloß Trautenau noch diese Nacht.“

Die Jose schien langsam zu begreifen.

„Werden mich die gnädige Frau mitnehmen?“

„Nein,“ sagte Julianne; „aber ich entschädige Dich auf andere Art. Wenn Alles eingepackt ist, suche einen von den Bedienten zu gewinnen, der die Koffer in das Dorf hinüberschafft. Von dort will ich sie schon weiter bringen. Natürlich muß hier Alles schlafen. Kannst Du das?“

„O, das ist ja nicht schwer!“ erwiderte Florette lachend. „Ich habe im Schlosse manchen Freund. Ich will sogleich den Johann rufen, daß er sich danach zu richten weiß.“

Viel Ehrfurcht, oder Unterwerfung war aus diesen Worten nicht mehr herauszuhören.

Julianne kümmerte sich nicht mehr darum. Sie spornte das Mädchen zur Eile an.

Bis Alles geordnet war, schlief der Baron.

Besser, gleich jetzt die That ausgeführt, als erst Zeit zu lassen zu einer unerquicklichen Szene.

Nun rissen die beiden Frauen Schränke und Kisten auf. Julianne ordnete fortwährend an und Florette widersprach ihr mehr, als einmal.

Alles konnte man eben nicht mitnehmen.

Aber die Baronin konnte so manche Seidenrobe auf der Bühne brauchen; man mußte sie beneiden.

In einem wilden Chaos lag Alles durcheinander.

Minder Werthvolles wurde wieder herausgerissen und Anderes dafür eingepackt.

Die kostbare Lampe war in eine Ecke geschoben, auf dem Tisch lagen Kostüme, auf dem Boden die geöffneten Koffer mit ihrem mannigfachen Inhalt.

Von Allem wollte Julianne mitnehmen.

Sogar die blauebenen Portieren riß sie mit eigener Hand herunter und warf sie in die Koffer.

Das war ein Prachtstück für eine Wanderbühne.

Sie selbst hatte in diesen kurzen Augenblicken jede erkänstete Würde der Baronin abgestreift.

Sie gab sich in all' dem theuren Kram, der um sie war, so recht wie die ehemalige Dorfkomödiantin, die nun die letzte Gelegenheit ergreift, um so viel wie möglich zu erhaschen.

Florette kniete am Boden und zwangte mit beiden Händen eine theure Seidenrobe in den Koffer, der längst voll war. Besser zerknittert, als gar nicht! dachte sie.

Da ging die Thür auf.

Der Baron war eingetreten.

Die beiden Frauen hatten seine Anwesenheit noch nicht bemerkt, da sie zu viel mit ihrem Vorhaben beschäftigt waren. Nun erhob die Französin den Kopf, erblickte ihn und stieß einen lauten Ruf aus.

Am ganzen Körper zitternd, stand sie da.

Julianne wendete sich blitzschnell um und stand vor dem Baron.

Vor Schrecken entfiel ihr das seidene Tuch, das sie in Händen hielt.

Ihr Gesicht wurde um eine Nuance blässer.

Dies war aber auch Alles.

„Hinaus!“ kam es befehlend von den Lippen des Barons und die Französin beehrte sich, sehr rasch diesem Wunsch nachzukommen.

Julianne war allein mit ihrem Gatten.

Nach dem aufregenden Vorfall auf der Terrasse in seine Gemächer zurückgekehrt, war Kurt in eine Art Raserei verfallen.

Endlich beruhigte er sich soweit, um einen festen Gedanken fassen zu können.

Niemand durfte in seine Nähe kommen, selbst den alten Diener schickte er hinaus.

So wanderte er lange Zeit auf und nieder und die ängstliche Dienerschaft hörte ihn laut sprechen, ohne ein Wort zu verstehen. Und dann war er entschlossen.

Es mußte Klarheit werden.

Noch diese Nacht wollte er sich Gewißheit verschaffen, wie sich sein ferneres Leben gestalten konnte.

Er wollte vor Julianne treten, die alte brennende Flamme der Leidenschaft im Herzen und ihre Antwort hören, ihr sagen:

„Ich weiß um Alles — ich vergeße Alles; aber halte die heilige Pflicht aufrecht, heute und für alle Zeit. Dann glätten sich auch die sturmbewegten Wogen des Schicksals.“

Und nun hatte er die Thür geöffnet.

An der Lehne des hohen Stuhles mußte er einen Stützpunkt suchen, um nicht umzusinken.

Sein Weib stand im Begriff, Alles zu vergessen, ihn bei Nacht und Nebel zu verlassen.

Es war ungeheuerlich!

„Was — thust Du denn?“ rief er mit einem Blick, der Alles in sich barg, Schmerz, Erregung, Fassungslosigkeit. Sie aber hatte sich bereits gefaßt.

Sollte sie leugnen?

Er glaubte ihr ja doch nicht mehr.

Und ein verzweifelter, kindischer Trost flieg in ihr auf.

„Du siehst es ja!“ sagte sie.

„Ja, ich sehe es —; aber ich wage nicht einmal an das Entsetzliche zu denken! Da liegen offene Koffer? Du willst mir entfliehen?“

„Ich gehe!“ sagte sie kurz und schroff. „Willst Du es mir verwehren? Jahrelang habe ich diese Debe im Schlosse ertragen. Ich will hinaus — hinaus, einerlei wohin! Ich kann es hier nicht länger mehr ertragen!“

„Du willst hinaus? Wohin denn? — Zu Deinem Duhlen —“

Sie fuhr auf, zuckte aber die Schultern darauf.

Er rufte ja wohl Alles.

Wachte er nun anfangen mit ihr, was er wollte.

Mit zuckenden Händen trat er ihr näher.

„Weißt Du denn, was Du mit dieser That thust? Hast Du ganz vergessen, was ich für Dich trug, wie ich zu kämpfen hatte für meine Ueberzeugung? Was warst Du? In Lumpen ließt Du über die Landstraße!“

„Ich danke Dir nicht für den Lurus, für goldene Ketten!“ schrie sie dazwischen.

„Schweig, Julianne! Mache mich nicht wahnsinnig! Die Leidenschaft zu Dir hat mich zu einem kraftlosen Mann gemacht. Jetzt, wo ich um den Rest meiner Ehre kämpfe, bin ich's nicht mehr. Ich frage Dich: willst Du bleiben, willst Du eine treue Gattin, eine Mutter sein?“

Er preßte ihre beiden Hände zusammen. Vergeblich, daß sie eine zornige, verzweifelte Miene aufsetzte.

„Willst Du?“ rief er.

„Nein, nein! Ich will hinaus!“ schrie sie. „Ach! Wie wehe Du mir an den Händen thust!“

„So gehe!“ versetzte der beleidigte Gatte. „Aber erst nimm Abschied von Deinen Kindern —“

„Ich will nicht —“

Er zerrte sie bereits an den Händen aus dem Zimmer, über den Korridor und in die Kinderstube.

Dort, vor dem Bett, drückte er sie auf die Kniee nieder.

„Dein Blut, Julianne; es schläft in Frieden!“ sprach er heiser, mit leuchtender Brust. „Ein Gut, das jede Mutter für das Höchste auf Erden hält, wofür sie ihr eigenes Leben gern dafür giebt. Willst Du auch dieses verlassen? Schlägt Dein Herz nicht mehr für diese Wesen?“

Sie wimmerte nur schmerzlich unter seinem Druck, gab aber keine Antwort.

„Willst Du um ihretwillen bleiben? Sollen sie aufwachen und nach der Mutter fragen müssen, die vagabundierend durch die Welt zieht? Du, die Baronin von Trautenaul Du nimmst ihnen für alle Zeit jeden heiligen, unschuldvollen Gedanken an eine Mutter und die Heimath. Schmach und Schande häufst Du über mein Haus!“

Der Baron flockte.

Das kleine Mädchen, durch den Lärm unruhig geworden, streckte die Händchen von sich und öffnete einige Male die Augen.

„Sieh' Dir diese Augen an!“ herrschte der Baron in einer wahnsinnigen Leidenschaft. „Diese Blicke suchen die

Mutter, einst — immer — bis sie brechen! Da! Es streckt die Hände nach Dir aus! Willst Du jetzt noch fort?“

„Ja — ja! Sonst werde ich noch wahnsinnig! Ich fürchte mich! Du willst mich ermorden?“ schrie sie plötzlich, rückte weg und sah ihn mit furchtsamem Blick an.

Der Baron schlug sich vor die Stirn; ihm schwindelte. Alles zusammengebrochen, was er sich aufgebaut durch harten Kampf. Um ein lächerliches Nichts gerungen! Eine fürchterliche Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Das ist das Ende!“ rief er und ergriff Julianne am Arm. „Sieh' Dir Deine Kinder an, entartete Mutter, elendes Geschöpf! Du betrittst nie mehr das Haus, nachdem Du einmal gingst, nie mehr siehst Du die Kinder, für die Du heute starbst!“ Ich aber muß Dich verfluchen, als den Teufel meines Lebens! Geh! Ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig. Ich ermorde Dich, dann bleibt mein Haus vor Deiner Schmach wenigstens bewahrt!“

Sie rannte nach der Thür.

„Geh! Im Dorf drüben beherbergt man ja wohl die alte, bekannte Komödiantin!“

Sie hatte die Thür aufgerissen und da er wieder auf sie zutrat, floh sie mit einem Aufschrei hinaus.

Er folgte ihr den Korridor entlang. Hart am Ausgang blieb sie stehen.

Sollte sie ohne Mittel in die Nacht hinaus?

„Ich gehe ja schon,“ hastete sie, „aber meine Garderobe, mein Schmuck —“

Der Baron lachte rau.

„Deine Garderobe! Nimmst Du nicht mehr schon mit, als Du brachtest? Aber kleinlich will ich nicht sein. Deine Jose mag Dir einige Kostüme, sammt ihrer eigenen Person nachtragen. Dein Schmuck? Der Deine! Es ist meist altes Familienkleinod und nur entehrt durch Deine Berührung. Er bleib hier; nun geh! Dies sei unsere letzte Unterhaltung zwischen Thür und Schwelle. Das Weitere erfährst Du vor Gericht. Geh; Du hast kein Anrecht mehr an dieses Schloß!“

Sie brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, wie gefährlich ein längeres Verweilen für sie war.

Noch ein Sekunde und das Thor schloß sich hinter ihr. Der Baron selbst schob den Nagel vor.

Niemand von der Dienerschaft ließ sich blicken, obwohl der skandalöse Auftritt nicht verborgen bleiben konnte.

Baron Kurt begab sich in die Gemächer seiner entflohenen Gattin.

In Haltung und Aussehen glich er einem alten Mann. Alle Kraft schien gebrochen zu sein.

Er berührte die Glocke auf dem Tisch.

Nach langer Weile erst erschien die Französin, bleich und ängstlich.

„Leeren Sie diesen Koffer vollkommen aus,“ befahl der Baron, „und legen Sie sodann dasjenige Nöthigste hinein, was die Frau Baronin für die nächsten Tage brauchen könnte. Aber kein Schmuck, nichts Unnützes!“

Unter den Augen des Barons that das Mädchen, was er verlangte. Dann verschloß sie nach seiner Weisung den Koffer und stellte ihn auf den Korridor.

Ein Diener sollte ihn noch in der Nacht in das Dorf hinüber befördern.

„Haben Sie nun in diesen Zimmern noch etwas zu thun? sagte Kurt.

Nein,“ entgegnete die Französin halblaut und zagend.

„Gut; ich will abschließen; gehen Sie. Morgen Vormittag erhalten Sie Ihr Gehalt für das nächste Vierteljahr ausbezahlt. Dann mögen Sie Ihrer bisherigen Herrin folgen.“

Der Baron nahm die Schlüssel selbst an sich.

Die Jose wollte noch etwas erwidern; er winkte ihr jedoch kurz ab.

Vor dem Zimmer seiner Kinder mußte er stehen bleiben. Innen war es ruhig.

Ob sie schliefen über das große Unglück hinaus?

Der Baron trat leise ein und betrachtete die Schläfer mit einem unendlich wehmüthigen Blick.

„Mutterlos! Wer das einmal gedacht hätte!“

Noch früh am nächsten Morgen ließ er die Dienerschaft zusammensetzen und erklärte den Leuten, was sie ohnedies gesehen hatten:

„Die Baronin von Trautenau hat mit dem heutigen Tag mein Haus verlassen. Nie mehr soll ihr Name genannt werden, weder in meiner, noch der Kinder Gegenwart. Ich muß streng darauf halten.“

Mit betroffenen Gesichtern entfernten sich die Leute.

Der Baron hatte nicht einmal um Verschwiegenheit nach Außen ersucht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kassetten-Diebstahl.

Kriminal-Novelle von Wilhelm Antony.
(Nachdruck verboten.)

Sffenbar schien dies Alles nur ein Mandover! Aber ein Umstand schien auffallend, die Aehnlichkeit der Schrift seines Briefes mit dem abgerissenen Papierstücke in der Schreibstube des Advokaten, dessen verwischte und schwer lesbare Sätze möglicher Weise als kurze Entwurfs- skizze zu einer letztwilligen Verfügung über einige kleinere Legate aufgefaßt werden konnten.

Als ich in B. anlangte, bestand meine erste Arbeit darin, diese beiden Schriftstücke mir von der Behörde auszubitten, welche dieselbe in Gewahrsam genommen. Da ich mich stets mit besonderer Vorliebe mit der, ich weiß es, von vielen bespödtelten Wissenschaft der Charakter-Erforschung aus den Zügen der Handschriften beschäftigt habe, so war dieser Vergleich mir natürlich auch noch interessant und ich glaubte aus diesen festen und steifen Linien auf einen energischen Sinn schließen zu können. Wenn aber der Briefschreiber dieselbe Person mit dem Papierkorbschnitzschreiber war, dann hatte diese Person nicht bloß im Roupee einen Raub versucht, sondern sich

auch in jene Studierstube eingeschlichen, um dort jenen Zettel absichtlich zurückzulassen! Die leer zurückgeschickte Kassette gab deutlich zu erkennen, daß der Absender den Glauben erwecken wollte, es wäre in ihr ein Testament überhaupt nicht vorhanden gewesen; sonst würde er dasselbe als für ihn völlig werthlos mit zurückgeschickt haben! Dieser Zettel im Papierkorb des Justizraths aber nährte wieder die Annahme, daß ein Testament wirklich gemacht oder zum mindesten noch beabsichtigt worden.

Das war nun aber doch ein der eigenen Absicht schroff entgegnetender Widerspruch, falls der Kassetten dieb und der Schreiber des justizräthlichen Papierkorbschnitzels ein und dieselbe Person gewesen wären.

Ganz besonders lebhaft fand ich diesen Widerspruch in einem kleinen Lokalblatt betont, welches zur Revolverpresse gehörte, und wie ich erfuhr, dem schon früher von mir erwähnten Winkeladvokaten und Wucherer Stein nahe stand.

Mit wirklich bewundernswertem Scharfsinn wurde nachgewiesen, es sei ganz undenkbar, daß beide Schriftstücke denselben Verfasser hätten; alles Uebrige in der dunklen Sache ließe auf einen sehr raffinierten Gauner schließen, dieß aber wäre eine entsetzliche Dummheit gewesen.

Daß es große Aehnlichkeiten in den Schriftzügen der verschiedensten Charaktere gäbe, sei ja bekannt. Die Ansicht des justizräthlichen Dieners, es wäre die Schrift seines Herrn, hätte am meisten für sich. Und nun kam der Referent zur folgenden, mich nicht bloß, sondern die ganze Stadt höchlich überraschenden Schlußfolgerung. Er schrieb:

„Wie nun, wenn Herr L. mit der Absicht, ein Testament zu machen, wirklich zum Justizrath gereift wäre, die Einzelheiten aber selbst garnicht vorher specificirt hätte, sondern dies dem erprobten Jugendfreunde vertrauensvoll überlassen wollte, und letzterer jene Skizze zum Testament an jenem Tage entwarf, dessen Ausführung sonach unterblieb oder aufgeschoben wurde! Daraufhin würden denn auch die Worte passen, die der Justizrath bei Abfahrt des alten Herrn vor sich hingemurmelt. Aus den Aussagen der Haushälterin, soweit sie der Oeffentlichkeit vorlägen, gehe nirgends hervor, daß Herr L. nach seiner Rückkehr klar ausgesprochen, er habe das beabsichtigte Testament wirklich gemacht und dieses sei mit der Cassette gestohlen. Daß ein Dieb Gelder stiehlt, wo er sie vermutet, liegt doch ganz in seinem Beruf: wäre das Testament in der Cassette vorhanden gewesen, so hätte er's sicherlich zurückgeschickt. Summa Summarum: es ist überhaupt kein Testament vorhanden gewesen, und der Erbe, der L.'schen Millionen ist unser Mitbürger Herr Paul G.“

Das war in seiner Schluß-Pointe wenigstens deutlich.

Doch der Mann mochte in seiner Zeitung schreiben, was er wollte. Ich für meinen Theil blieb dabei: die Handschrift war

dieselbe. Bei meinem ersten Besuch in des Justizraths Wohnung schon wurde mir auch die Möglichkeit überraschend klar.

Nachdem ich mir die Wohnung ganz genau angesehen, insbesondere die in allen Details unveränderte Schreibstube, trat ich unwillkürlich an die nach den Lebensgewohnheiten des alten Justizraths immer offen zu haltenden Fenster des Zimmers. Das ganze Haus war von unten auf mit einem frisch angestrichenen grünen Weinspalier bekleidet, das indes nicht über den ersten Stock hinaufflieg, in dem des Justizraths Wohnung sich befand. An dem oberen Ende zweier von diesen grünen Spalierstäben fehlten die Spitzen, und das gelbweiße Holz war an ihnen sichtbar. In der Nähe dieser offenbar abgestoßenen Spitzen sah ich die sorgsam angebundenen Neben demollert; der Bast, mit dem man sie befestigt hatte, schwebte auf einzelnen Stellen in dieser Gegend frei umher, und die Weinranken waren in Unordnung. Als ich mir von unten das Spalier ansah, merkte ich sofort, daß von hier aus ein Einstieg mit der Leiter bemerkt sein müsse und fand nach kurzem Suchen das betreffende Instrument in dem zum Hause gehörenden Garten vor. Unter irgend einem Vorwand ließ ich die Leiter an die betreffende Stelle legen; sie reichte genau bis zu jener Fensterhöhe.

Der Zettel war also von außen her in den Papierkorb eingeschmuggelt; ebenso gut konnte das etwa noch nicht eingeschlossene Testament oder dessen Kopie mitgenommen worden sein.

Die Ansicht: es ist kein Testament vorhanden, übermog in der Volksmeinung. Ich aber sagte mir, es ist eins vorhanden; aber es ist gestohlen, vielleicht gar zweifach: das Original aus der Cassette und die Kopie aus der Schreibstube des Justizraths.

Was nun den öfter erwähnten Zettel anbelangt, so machte es viel Mühe, denselben zu entziffern. Manche Stunde brachte ich damit zu. Als endlich die Arbeit fertig war, stellte sich heraus, daß die dort aufgeführten Mobilien gar nicht im Besitz des Herrn C. sich befanden. Dann aber kamen Ausdrücke vor, für ganz unbekannte Dinge und Instrumente, Bezeichnungen, welche Niemand zu erklären vermochte, und endlich ganz Kleinliche Kleiderstoff-Berechnungen, die nach Beatens Erklärungen im Hausstande ihres Herrn niemals in Frage gekommen waren.

Das Eine stand fest: ein Entwurf zu dem C.'schen Testament lag nicht vor.

Aber das Andere stand ebenfalls fest, wenigsten bei mir: geschrieben hat den Zettel derjenige, welcher die Kassette zurückschickte und dazu den Begleitbrief schrieb.

Daß der Justizrath solchen Wisch nicht von der Straße auflesen und mit sich nach Hause tragen würde, um ihn dort als kostbare Rarität zu bewahren, war klar. Der Schreiber hatte bei seinem Einbruch in diese Stube wider Willen den Zettel verloren. Was konnte er aber hier anders gesucht haben, als das Testament? Alles Andere lag am alten Platz, selbst die Er-

sahur des Justizraths hing neben dem großen Tintenfaß.

Brief und Zettel waren die einzigen positiven Anhaltspunkte, die ich also für meine Mission vorfand. Als man den Letzteren — zuerst flüchtig und unter Annahme, es handle sich fraglos um einen Testaments-Entwurf — geprüft hatte, war natürlich manches Fremdartige und Unerklärliche weniger scharf ins Auge gefaßt. Da stand z. B.:

Androiden — und dann eine Ziffer, die aber verwischt war und darunter leibarer: rother Sammet und blaue Seide, von jedweden drei — — —

Was bedeutete: Androiden?

Ich fragte alle Welt vergebens, und auch die Behörden erkundigten sich umsonst. Die Philologen meinten, es sei eine freie Wortbildung, die bedeuten könne: menschenähnliche Geschöpfe. Aber wo der Ausdruck in Anwendung komme und gebräuchlich, vermochten die Herren Sprachforscher nicht anzugeben.

Es mochten acht Tage vergangen sein, von denen keiner begann, ohne daß ich mir diese Frage vorlegte, und von denen keiner endigte, ohne daß ich leider gestehen mußte, daß ich dieselbe immer noch nicht beantworten könne.

Der Weg zu den Androiden war der Weg zur Lösung der hier obwaltenden Geheimnisse, und man begreift, daß alle meine Gedanken sich auf diesen seltsamen Ausdruck immer mehr und mehr konzentrierten. Der Leser wird also auch nicht überrascht sein, daß ich alle Selbstbeherrschung aufbieten mußte, um einen lauten Freuden- ausbruch zu unterdrücken, als ich endlich durch Zufall die Erklärung des Wortes mitten im Jahrmarktstrudel auf den marktshreierischen Plakaten eines Gauklers fand. Ich hatte mich dorthin begeben, um mich einmal zu zerstreuen und siehe — hier fand sich die Lösung des Räthsel:

Zweite Abtheilung: die Androiden.

Ein Vorwand, mich mit dem Besitzer der Bude bekannt zu machen, ohne irgend auffallend zu erscheinen, fand sich leicht und der Mann erklärte mir bereitwilligst, daß die Bezeichnung von ihm erfunden und zuerst in Deutschland eingeführt sei. Er benenne mit diesem Wort seine Automaten, mit denen er als Bauchredner seine Künste produziere.

Ich sah mir trotz meiner inneren Erregung die Vorstellung an. Da standen sie nun vor mir, die räthselvollen kleinen Zwerggestalten, mit Sammet und Seide bekleidet, aus denen heraus der Bauchredner in verschiedener Tonfärbung zu sprechen schien.

Ich habe mich für derlei Künste von Jugend an interessiert und manchen Groschen in die Buben von solchen fahrenden Leuten getragen, allein einen Bauchredner hatte ich noch niemals gehört.

Diese Kunst wird selten produziert. Man kann sie nicht lehren noch lernen, wie etwa Taschenspielerlei, Dressur von wilden Thieren, oder all' den Hofuspokus der sogenannten Spiritisten, die eben jetzt mit ihrem Gedankenlesen u. s. w. so viel Wesens von sich machen.

Die Kunst des Bauchredens ist angeboren und besteht in der ganz eigenthümlichen Fähigkeit, die Töne, anstatt sie heraus zu stoßen, in sich hinein zu sprechen und zwar nicht etwa bis in den Bauch (diese Bezeichnung ist eine falsche), sondern nur bis in die Brust. Es soll das, wie mir später dieser Herr der Androiden erklärte, sehr angreifend sein und die Sprech- und Athmungsorgane gewaltig anstrengen.

Ich muß gestehen, der Mann machte keine Sache vorzüglich und ich bedauerte, daß er so wenig Zuspruch hatte. Vielleicht trug dazu die Unscheinbarkeit seines primitiven Leinwandzeltens und der Mangel an bunten Aushängeschildern bei, durch welche sonst derlei Künstler die große Menge anzulocken pflegen.

Auch im Innern des Zeltes sah es sehr einfach, ja ärmlich aus. Der erste Platz bestand aus Sitzbänken, einfache, kaum glatt gehobelte Balken, die auf Pfählen festgenagelt waren; auf dem durch ein Seil abgespannten zweiten Platz mußte man stehen. Das Theater selbst machte mit seinen Teppichen, Vorhängen und gut gekleideten Puppen einen etwas besseren Eindruck; es schien, als zeige sich hier der Rest früherer Wohlhabenheit in der ganzen Ausstattung.

Die Figuren saßen auf Stühlen und waren anfänglich mit Decken verhüllt, die der Bauchredner einzeln entfernte, um die kleinen Automaten der Reihe nach dem Zuschauer vorzustellen und sich sodann mit ihnen zu unterhalten.

Da gab es einen „dummen Michel“, der den Tolpatich spielte und sich recht unmanierlich benahm, indem er unaufhörlich hustete und spuckte.

Die zweite Figur stellte die „gute alte Tante“ vor, welche eine Erzählung zum Besten gab, wie sie sich jüngst im Theater gelangweilt hatte.

Eine dritte Puppe war ein Mohr, der nichts zu thun hatte, als höchst laut und lustig aufzulachen, wenn die andern Androiden irgend einen Witz gemacht hatten. Noch eine andere Gestalt wurde uns als das „artige Vieschen“ namhaft gemacht, welches allerlei kindliche Lieder sang, während der dumme August sich mit heiserer Schnapsstimme immer noch einen Cognac bestellte.

Die Unterredung der Puppen ging sehr flott von statten, und der Künstler irrte sich niemals in den verschiedenen Tönen, die er für diese verschiedenen Charaktere gewählt, sodaß man in der That nicht aus dem Lachen herauskam und den Eindruck empfing, als ob die kleinen Gestalten selber so sprächen, während doch der Bauchredner ganz allein die Kosten der Unterhaltung für Alle trug, ohne daß man indes bemerkte, wie er die Töne hervorbrachte, denn er öffnete die Lippen nur, wenn er selbst in das Wechselgespräch eingriff, um dem vorlauten August einen Verweis, dem artigen Vieschen ein Lob, oder der redseligen alten Tante ein Kompliment zu ertheilen.

Nach dem ersten Theil gab es eine kleine Pause. Darauf erklang auf einer verstimmtten Drehorgel hinter der Bühne

ein Lied, der Vorhang öffnete sich und es erschien die Frau des Bauchredners, welche vorher an der Kasse gesessen hatte, um uns etwas vorzutragen.

Sie schien indes in ihrer Kunst keine große Fertigkeit zu besitzen, schlug die Castagnetten aber mit gutem musikalischem Takt und sah in ihrem kurzen spanischen Kostüm recht lieblich aus. Die Frechheit, die sonst solche Tänzerinnen in öffentlichen Lokalen vor Allen zur Schau zu tragen pflegen, fehlte ihr indes gänzlich, ja es schien mir, als übe sie ihre Kunst nur gezwungener Weise aus.

Als dritte Abtheilung kam dann eine Solozene des Bauchredners, welche den Besuch eines Mannes bei einem Zahn- arzte schilderte. Zuerst hörte man den Patienten oben in der Höhe sprechen, als habe er die Stube des Arztes verfehlt und frage nach diesem in einem höheren Stockwerk. Der Bauchredner, der auf der Bühne stand und die Rolle des Doktors gab, rief ihm zu, er möge doch herunter kommen, und beschrieb ihm den Weg. Der Patient aber mußte denselben verfehlt haben, denn jetzt klang sein Ruf aus dem Keller. Endlich kam die Stimme näher und näher. Der Künstler öffnete im Podium der Bühne eine Scheinklappe, und nun vernahm man den Patienten noch näher, als käme derselbe auf einer Treppe hinan.

Endlich war er oben. Der Doktor lud ihn ein, Platz zu nehmen, der Patient stöhnt und weint. Jetzt beginnt die Operation. Schlag auf Schlag spricht bald der Arzt, bald der Zahnleidende, der sich gegen das Herausreißen des Zahnes wehrt.

Endlich ist der Quälgeist entfernt, der Patient schreit auf, und wer jemals etwas Ähnliches im Atelier eines Zahnkünstlers erlebt, mußte zugeben, daß der ganze Vorgang so natürlich und so anschaulich nur durch diese rasch wechselnde Tonmalerei der beiden Stimmen geschildert worden sei, als hätte ihn der Hörer wirklich erlebt.

Nachdem sich der Patient bedankte, entfernte er sich wieder; er steigt die Treppe hinab, dann klingt die Stimme wieder oben. Endlich verhallt sie ganz.

Der sichtlich erschöpfte Künstler verbeugt sich, kündet das Ende der Vorstellung an und bittet um „gütigen Zuspruch für den nächsten Tag.“

Ich gestehe, daß ich eine wirklich recht amüsante Stunde in der kleinen Bude des Ventriloquisten verlebte und in derselben meine amtliche Aufgabe fast vergessen hatte.

Jetzt aber erinnerte ich mich derselben natürlich um so lebhafter, und der Gedanke, daß ich hier durch Zufallsgunst einen Anhaltspunkt für weitere Forschungen gefunden haben könne, erfüllte mich nun mit besonderer Aufregung.

Zwar hatte der Künstler mir erzählt, daß er zuerst und bisher allein diese Androiden in Deutschland eingeführt habe, dies konnte Prahlerei sein, wie solche ja bei derlei fahrenden Leuten „zum Handwerk“ gehören mag, aber die noch ziemlich neuen Kostüme der Puppen, in denen besonders rother Sammet und blaue Seide vor-

herrschten, erinnerten mich an die Bleistift-
notizen des bewußten Zettels aus der Schreib-
stube des Justizraths. Schien hier nicht
in Wahrheit eine Aenderung über die richtige
Auslegung jener bald verwischten Be-
merkungen? Es war ein Kostenanschlag
für die neue Bekleidung der Androiden —
weiter nichts.

Wie aber kam derselbe an jene Schreib-
stube?

Ich blieb vor der Bube stehen, bis der
Besitzer mit seiner Frau zum Vorschein kam
und schloß mich den Weiden an, indem ich
ihnen die artigsten Komplimente über ihre
künstlerischen Produktionen machte und um
die Ehre bat, mit ihnen noch eine gemütliche
Stunde bei Wein oder Bier verleben zu
dürfen.

Wer je mit solchen Leuten verkehrt hat,
der weiß, daß solche Anerbietungen und
Vobsprüche stets ein sehr freundliches Ent-
gegenkommen bei Ihnen zu finden pflegen
und ich wunderte mich, daß ich dieses Mal
noch so viel zureden mußte, bevor man
meine fernere Gesellschaft annahm.

Manu wie Frau machten den Eindruck
von gedrückten und scheuen Leuten, die sich
am liebsten ganz für sich halten möchten.
Das befestigte meinen Verdacht und ich ließ
das Künstlerpaar erst recht nicht los.

Ulmählig wurde dasselbe denn auch
etwas gesprächiger und der Mann erklärte,
daß sie für diesen Abend eigentlich schon
versagt seien, indes wäre es ja keine „ge-
schlossene Gesellschaft,“ in die sie sich be-
geben wollten und so konnte ich ja ganz
ruhig mitgehen.

„Wir pflegen Abends in dem kleinen
Hotel, wo wir logiren,“ so erzählte mir der
Bauchredner, derweil wir dem Innern der
Stadt zuschritten, „mit einigen Freunden
zusammen zu sein; Herren von der Presse,
die für mich ein großes Wohlwollen bezeigen
und angesehenere Leute aus der Stadt.“

Das klang freilich wieder etwas recht
ruhmvoll, allein ich wußte ja, daß ich
mir dadurch nicht zu imponiren lassen
brauchte.

„Herren von der Presse?“ fragte ich
unbefangen.

„Also nehmen die Blätter von Ihren
Schaustellungen Notiz? Nun, eigentlich
ist das ja nicht mehr wie recht und billig,
denn Sie machen Ihre Kunststücke
wirklich unvergleichlich und Sie verdienen
wegen Ihrer Fertigkeit in der Bauchredner-
kunst einen besseren Zulauf und größere Ein-
nahmen!“

Ein Lächeln der Befriedigung glitt über
das gelbe Gesicht des Künstlers und er
antwortete: „Ach, im Winter geht das
Geschäft auch anders und ich habe da schon
viel Geld verdient. Aber in der Sommer-
saison ist die Zeit der magern Röhre. Nur
in den großen Wäbern ist dann etwas zu
machen, allein, dorthin kommt unsereins
nicht so leicht. Dazu braucht es Protektion
und große Deklamation — das fehlt mir eben!
Ich bin zu solid für mein Geschäft. Nun
kommt jetzt noch dazu, daß mir in der
Vorstellung eine Abtheilung fehlt: die
Kaschenspieler! Ja, das können wir auch
mein Herr!“

Die kleine Frau murmelte eine Zu-
stimmung und blickte ganz bewundernd zu
ihrem Manne auf.

„Mein früherer Sozinus,“ erzählte der
Künstler weiter, „der mir bei diesen Kunst-
stücken unentbehrlich, ist mir aber leider
durchgegangen und meine Frau habe ich
noch nicht ganz fertig dazu. Daher mußte
ich mich jetzt auf die Bauchrednerlei allein
beschränken.“

„Und das ist so angreifend für ihn,“
fügte die Frau mitleidvoll hinzu. „Aber
wir haben trotzdem immer Anerkennung ge-
funden, wenn auch nur wenig Publikum kam.
Haben Sie nicht die Berichte im Lokalanzeiger
gelesen?“

Ich blieb der Frage die Antwort eine
ganze Weile schuldig. Der Name des ge-
nannten Blattes hatte mich überrascht, denn
dies war der Titel jener Zeitung, die ich
schon oben einmal erwähnte und die dem
Winkeladvokaten Stein, dem Gönner und
Protector des Herrn Paul G., so nahe
stehen sollte.

„Ach, ich verstehe,“ sagte ich endlich mit
ruhigem Tone, „das sind also die Herren
von der Presse?“

„Freilich!“ entgegnete der Bauchredner
stolz.

„Seit wann spielen Sie hier auf dem
Pflingstmarkt?“ frug ich weiter.

„Gestern war die erste Vorstellung,
mein Herr,“ beschied mich die Frau. „Aber
wir waren vor 14 Tagen schon einmal
hier und vermeinten uns damals so gut
eingeführt, daß wir beim Wiederkommen,
auf größeren Zuspruch rechnen zu können
glaubten.“

„Vor 14 Tagen?“
Das war ja gerade die Zeit, in welcher
sowohl die Veranbung des Herrn G. statt-
gefunden, wie auch der eventuelle Besuch der
Schreibstube des Justizraths von Seiten des
Zettelschreibers!

Das Blut stieg mir jählings in die
Schläfen.

„Nun,“ fragte derweil die Frau ihren
Mann arglos, „warum gehen wir nicht
geradeaus?“

„Nein,“ brummte der Mann, der fortan
auffallend schweigsam ward; die Straße,
in welche eben die Frau hineingedeutet,
war die, in welcher das Polizei-Präsidium
samt allen dazu gehörigen Bureaus sich
befand.

Warum wollte Herr Philippo — so
nannte sich der Bauchredner — nicht durch
diese Gasse gehen?

Das Verbrecher, gerade um sich sicher
zu machen, ganz frech an den Ort ihrer
Vergehung zurückkehren, oder auch diesen
gar nicht verlassen, kommt häufig vor.
Stand Philippo mit den Vorgängen in
Verbindung, welche mich so lebhaft interes-
sirten, so war diese Rückkehr nach B. kein
Beweis seiner Unschuld oder Nichtbe-
theiligung, während ihn andererseits seine
gedrückten Geldverhältnisse gar leicht ange-
trieben haben konnten, gegen gute Ent-
schädigung diesen letzten Streich zu unter-
nehmen oder gar beide. Derlei Menschen
pflegen für Geld alles zu thun, nichts aber
ohne Geld. Ausnahmen giebt es sicherlich

auch unter diesen, allein diese bestätigen ja
die Regel.

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Rede.

Erinnerungen an 1848. Von Karl W.

(Nachdruck verboten.)

Wilhelm Rathusius war mir an Leibes-
länge gleich, er hatte auch an die fünf
Fuß, aber an Knochenbau war er mir
doppelt über, ich hätte meine beiden Hände
mehr als bequem in einer der seinigen
verstecken können und auf chinesischen Füßen
spazierte er auch nicht einher. Kurz und
blüdig gesagt: Rathusius war eine vier-
schördige Figur, die, um mit den Abge-
ordneten damaliger Zeit zu sprechen, gern
Fraktur geschrieben hätte. In seinen politi-
schen Gefühlen war er Demokrat vom
reinsten Wasser; er war Freund und Ver-
ehrer des berühmten gewordenen Volks- und
Kanzelredners Uhlisch, des Pastors der
freien Gemeinde in Magdeburg.

Nun ereignete es sich, daß der Neu-
halbenslebner Gesang-Verein und der unfrige
auf dem nahen Papenberge ein kleines
Gesangsfest abhielten, daß an demselben
Tage aber auch Herr Uhlisch als Abgeordneter
der Nationalversammlung vor seinen
demokratischen Wählern reden sollte. Diese
Versammlung sollte ursprünglich in der
Stadt abgehalten werden. Zu letzter
Stunde mochte den Demokraten nun wohl
der Gedanke nahe kommen, daß das Publikum
an dem schönen Sonntagnachmittage lieber
nach Rathowle ziehen und sich was vor-
singen lassen möchte, als im Saale zu
schwitzen. Ihr Entschluß war kurz. Sie
kamen uns nach, und als wir Sängern
eine Pause zur Stärkung machten, fing
der gute Uhlisch an zu predigen. Das
dauerte eine halbe, eine ganze Stunde und
hätte gewiß so lange gedauert, bis er selbst
nicht mehr konnte. Uhlisch war ein ge-
waltiger Redner.

Unter den Sängern waren viele, die
sich um Politik wenig kümmerten; es waren
noch glückliche Menschen und brummten
wegen des ihnen langweiligen Vortrages.
Aber der Herr Bürgermeister und sonstige
angesehene Bürger der Stadt waren ja
auch zugegen und „wer hätte es da wagen
können, dem Herrn Uhlisch ein „Schweigen“
zuzurufen!“

Da machte ich denn kurzen Prozeß.
Kraft meines Amtes als Vorsteher unseres
Gesangvereins ließ ich „das Ganze sammeln“
blasen und das zündete. Die Herren
Gesangvereinsbrüder traten an und mit
„Brüder, lagert euch im Kreise“ umzogen
wir den Kreis der Parlamentarier. Die
Sache ging friedlicher ab, wie Manche
erwartet hatten, die Kräfte waren sich ge-
wachsen und wir Sängern hatten das gute
Recht und den Erfolg für uns.

Bei dieser Gelegenheit war es denn
auch, daß mein herkulischer Freund —
später wurden wir nämlich wirklich Freunde
— mir sehr schmeichelhaft mit dem wildesten
Blick und breit gelegter Rechten eine Ohr-
feige anbot. Es blieb beim Angebot, diemell

die Nachfrage mangelte. Er haute auch wohl nicht zu, weil die Vorzeichen einer allgemeinen Keilerei schon in Sicht traten. Aber Rache schwor mir der Erzdemokrat noch bei erster passender Gelegenheit, und als Mann von Wort und Ehre, das muß ich ihm nachsagen, hat er auch sein Wort gehalten.

Der Späthsommer schon kühlte die Bürgerwehrherzen merklich ab, der Mangel an Thätigkeit erschlaffte; auch ich war schon geraume Zeit des Freiheitschwinds satt geworden und die nichtswürdigen Menschmorde an Auerwald, Michnowsky und anderen Ebeln des geliebten deutschen Vaterlandes empörten mich förmlich. Höhern Orts war man schon lange zu der richtigen Einsicht gekommen, daß es besser sei, das Soldatenspielen dem wirklichen Militär und als Vorpiel den kleineren Buben zu überlassen. Da brachte uns denn der Späthherbst das „Ministerium der rettenden Thaten“, das „Ministerium Brandenburg-Manteuffel“. Die Auflösung der Bürgerwehr wurde dekretiert, sie mußte die Waffen zurückgeben.

Die Frauen betrauereten den Wechsel viel mehr als die Männer; denn mit freudestrahlendem Gesicht postirten sich jene vor die Thüren oder in die Fensternischen um den lieben Mann oder noch lieberem Zukünftigen in Reih und Glied und in Waffen vorbeizutrollen zu sehen.

Also mit der Bürgerwehr war's vorbei und es drehte sich nur noch darum mit einem gewissen Anstand zu verschwinden. Und dieser Abschluß mußte großartig ausfallen, es mußte unbedingt ein großartiges Volksfest veranstaltet werden. Die große Völkerschlacht bei Leipzig, die Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm IV. (15. Okt.) und des damaligen Kronprinzen und nachherigen Kaisers Friedrich (18. Okt.), alles drängte sich auf ein paar Tage zusammen, und so lange mußte das Fest dauern. Es gehörte in damaliger Zeit etwas Muth dazu, Königs Geburtstag zu feiern. Wir hatten ihn, und ich bin heute stolz ob dieses Muthes, denn der König war es würdig, seinen Tag festlich zu begehen.

Es fand sich auch noch ein anderer Fest-Charakter.

Nach den glücklich beendeten Freiheitskriegen von 1813 bis 1815 war zu Eingang des Ortes auf einem freien Platze der preussische Adler auf einer hölzernen Säule errichtet. Wie nun die fürstlichen Verheißungen jener Zeit nach und nach morsch geworden und in die Brüche gegangen waren, so war auch jene Säule im Laufe der Jahrzehnte morsch geworden und schließlich umgefallen.

Auch aus den Märzstürmen war Preußen und mit ihm ganz Deutschland groß hervorgegangen. Fürsten wie Völker hatten aus ihnen gelernt, und eine neue geschichtliche Aera begann. Und um auch die Nachwelt an diese Zeiten zu erinnern, beschloßen wir die Wiederaufrichtung des preussischen Adlers auf dauerhafterem Fundament.

Gedacht, gethan! Die nöthigen Gelder flossen reichlich. Ich hatte das Vergnügen,

nach Berlin geschickt zu werden, einen Adler anzukaufen, und fand ein prächtiges Exemplar in der Zinngießerei von W. Geiß. Da war eine sehr große Brutankunft dieser mächtigen Vögel, und auch russische Adler waren da, die bekanntlich zwei Köpfe haben. In den nahen Dönsstädter Sandsteinbrüchen wurde die erforderliche pyramidale Säule gearbeitet. Es war zum 15. Oktober Alles glücklich fertig, und auch an Tanz-, Restaurations- und Würfelbuden fehlte es nicht, wie auch nicht an Blumenschmuck des Ortes. Kurz und gut, es war Alles gut gerathen und lieblich anzuschauen.

Reveille eröffnete den ersten Festtag, und gegen Mittag wurde unsererseits der letzte Bürgerwehrrappell zu Grabe getrunken. Da war es, wo mein guter Kamerad und Kollege mir ganz bestimmt eröffnete: „Ich geh' da nicht rauf, halten Sie die Rede!“ — Nach dem Programm sollte nämlich dieses ältere Mitglied des Festkomitees von der etwa 6 Stufen hohen, extra erbauten Kanzel das Denkmal dem Publikum übergeben, nachdem zuvor die Herren Geistlichen beider christlichen Konfessionen auf den großen Tag hingewiesen hätten. Und diese Blumenzanzel meinte er, auf welche er nicht „raufgehen“ wollte.

„Ich?“ sagte ich, „ich gehe auch nicht rauf, das hätten Sie wenigstens früher sagen müssen.“ — Es wurde dem pflichtvergessenen Kameraden von allen Seiten stark zu Leibe gegangen, ja es wurde ihm im Falle beharrender Widerspenstigkeit ein Duzend „Echtes“ als Strafe zubiktirt; es half nichts, er blieb dabei: „ich gehe nicht rauf.“

Da war nun guter Rath theuer. Unser Oberst huldigte den Rufen schon seit einigen Monaten in den Tyroler Bergen, und man presste dann mich so lange, bis ich sagte: „ja, ich werde reden.“ Ein Duckmäuser bin ich nun zwar mein Lebtag nicht gewesen, im Stillen habe ich meine Dummheiten auch gemacht wie Andere, aber vor aller Welt dumme Streiche machen, das sollte mir zum ersten Mal passieren. Für meine Tollkühnheit dient entschuldigend nur, daß bei dem Appell aus einem gewohnten Fröhshoppen deren einige geworden waren.

Ich ging sofort an die Arbeit. Mein Studirzimmer war der große Garten meiner Schwiegereltern in spe, ich durchmaß ihn mit gewaltigen Schritten. Da, horch! „Karl, komm zum Essen!“ Donnerwetter, entfuhr es meinen Lippen, der schöne Gedanke ist nun wieder futsch! Doch ich gehorchte der sanften Stimme meiner Liebe. Das Mittagessen dauerte heute auch länger als sonst und mir war doch jede Minute so werthvoll. Endlich, geseznete Mahlzeit! und ich ging sofort wieder heraus zu memoriren. Aber, du Leber Gott, ein voller Bauch studirt nicht gern, ich schaffte nichts Geschicktes und malte mir schließlich meine Rede nur in großen Umrissen aus, vertrauend daß mich der große Geist im rechten Augenblicke schon mit dem nöthigen Spiritus beschicken würde.

Noch war ich mit „Rede machen“ beschäftigt, als Generalmarsch geschlagen

wurde, es war 2 Uhr. In wenigen Minuten war ich in Uniform und nach etwa einer Viertelstunde hatte ich meine Kompagnie auf den Festplatz geführt und hatte in zunehmender Aufregung auf den rechten Fuß „Halt“ kommandirt anstatt auf den linken. Meine Leute sahen offenbar meine Seelenangst, denn ein naseweiser Bursche grinste mich mit den Worten an: „Herr Hauptmann, Sei hebbren jo sau.“ Wäre ich ein Schweizer gewesen, dann hätte das nichts Auffallendes gehabt, weil dort die Gemüthlichkeit auch unter Gewehr bis ins Romische geht; mir aber, dem strammen preussischen Soldaten, war eine so respektwidrige Anrede ein Stich ins Fleisch. —

Die Aufstellung wurde genommen. Zunächst der Kanzel das aus der Nachbarschaft Neuhalbensleben gebungene Musikchor und unsere Spielente, hierauf die einen Kreis schließende Bürgerwehr und dahinter das Volk ohne Waffen, Männer, Weib und Kinder, mehrere tausend Köpfe stark, denn alle umliegenden Ortschaften hatten starke Kontingente gestellt. —

Das Fest beginnt. Unter den Fittigen des noch verhallten, mächtigen Mars werden mit Musikbegleitung einige Verse eines Chorals gesungen, die Geistlichkeit hält die Fest- und Welthereden und hiernach werden die Schlußverse des Chorals gesungen. Das Herz pochte mir stärker und stärker und ich mußte erinnert werden, daß der Gesang gleich zu Ende sei. Ich fasse mich und eins, zwei, drei, befinde ich mich oben auf der Kanzel. Meine Blicke schweiften noch einen Augenblick umher und was sehe ich? Zwischen den nahestehenden Musikanten steht mein hiebereer Freund, dieser herkulische Erzdemokrat! Daß dieser Festgast nichts Gutes im Schilde führte, war mir sofort klar; die Kinnladen hielt er so gesperrt, daß mir das Schicksal des armen Jonas vor die Seele trat, der vom Haijisch verschlungen wurde.

Der Gesang war verstummt. Mit dem gewöhnlichen „meine Herren“ durfte ich an diesem Tage nicht beginnen, das wäre zu gewöhnlich gewesen. Die Anrede „Festgenossen“ kam mir nicht in den Sinn. Ich räusperte mich und rufe laut „Kameraden!“ — Lautlose Stille, also stiller Beifall. Ich räusperte mich noch einmal und rufe zum zweiten Male „Kameraden!“ — Da kann sich mein Freund und Maurermeister nicht länger halten und sagt halblaut zu mir herauf: „Na, schließen Sie doch los.“ Der kleine Sporn war nicht übel. Ich raffe mich auf und bringe es bis „Kameraden!“ Der große Tag ist da. „Wie schön!“ echoet der Vöge. Ich hätte dem Keel auf den Kopf springen mögen, ich war nicht mehr bei Sinnen.

Zum Schluß wollte ich ein Hoch ausbringen, dem Könige nämlich, und die Musik und die Tamboure waren dahin instruir, daß sie beim Hoch mit einem Tusch einfallen sollten. Ich ermanne mich noch einmal und auf schlotternden Beinen mit zitternden Lippen rufe ich hinaus: „Dieses Denkmal sei dem Schutze des Publikums empfohlen (so Etwas hatte ich einmal an einer Tafel gelesen, die an einer

mit jungen Obstbäumen bepflanzten Landstraße stand), es sei Euer Eigenthum! Der Adler lebe hoch, hoch, hoch!

Woh! was war ich glücklich, als das raus war! Die Umhüllung fiel, Mustt und Tamboure thaten ihre Schuldigkeit und Alles schrie mit: hoch, hoch, hoch! Und das war in der That genug, Stimmung war gemacht und ich war erlöst.

In zwei Sprüngen war ich wieder auf Gottes neutraler Erde. Wirkliches Verdienst wird selten gewürdigt und so wars auch diesmal. Mein Freund der Maurermeister, war der Einzige, der seinen Respekt vor meinem Redner-Talent mit den Worten ausdrückte: „Na, B. . . ., der Weg thut mir gar nicht leid, man hört solche Reden nicht alle Tage. Sie haben doch von Uthlich profitirt.“

Dieser Schall! —

Na, aber in Wahrheit will ich nur noch bemerken, daß es 22 Jahre Zeit bedurfte, ehe mich wieder Jemand dazu kriegte, von einem Emporium zu sprechen.

Gemeinnütziges.

Alte Handschuhe lassen sich folgendermaßen verwenden: man schneidet sie in Streifen von 3 cm Länge und 1 1/2 cm Breite und schnürt dieselben an einen festen Bindfaden, indem man die Streifen einmal in die Mitte durchsticht. Nun drückt man das Ganze in einen länglich-runden Schwamm zusammen, welchen man zum Reinigen der Thüren, Möbel und Desen vorzüglich verwenden kann.

Messing-Bierat auf Holz zu leimen. Das Herausfallen von in Holzern eingebetteten Bieraten, bei denen eine sichtbare Verschraubung stören würde, ist oft recht lästig, und eine erneute Verleimung hebt nur selten das Uebel, weil übersehen wurde, die metallenen Stücke vorher etwa eine halbe Minute in schwache Salpetersäure zu tauchen. Ein solches Bad mit nachfolgender Trocknung verleiht den Metallflächen eine feine Rauhheit, die den Leim viel besser packen läßt. Der verwendete Leim selbst muß äußerst zähe, niemals spröde sein: er wird auf gewöhnlichem Wege hergestellt und erhält einen kleinen Zusatz — etwa einen Theelöffel voll — Glycerin und eben so viel gelöschten Kalk. Während des Kochens ist das Gemenge

innig zu verrühren, damit sich die Zusätze mit dem Leim gehörig verbinden können. Er ist heiß auf die leicht erwärmten Stücke aufzutragen, die rasch in das Holz zu drücken sind; dünn, d. h. streichrecht, darf der Leim auch nicht sein, sondern muß dem Syrup ähneln. Auf solche Art eingelegte Metallgegenstände fallen nie wieder aus dem Holze heraus; sie sind nur mit Gewalt herauszureißen, wobei eine dünne Holzschicht mit entfernt wird.

Um neue Schuhe recht haltbar und wasserdicht zu machen, reibe man die Sohlen 3—4 Mal mit warmem Leinöl und das Oberleder einmal mit Salatöl ein. Hierauf lasse man sie trocknen und die Schuhe sind gegen jedes Wasser unempfindlich.

Vergiftungen. Bei allen Vergiftungen ist der Genuß von warmem Wasser in großen Mengen als erstes Mittel bis Ankunft des Arztes das beste Gegenmittel.

Ein einfaches Mittel gegen Brandwunden ist das Mehl. Wer sich verbrennt, muß sofort die verbrannten Theile dick mit Mehl bestreuen (nicht etwa bloß pudern) und das Mehl längere Zeit liegen lassen, dann hört der Schmerz sofort auf, und es gibt keine Blasen.

Gegen Zahnschmerzen. Der stärkste Zahnschmerz soll bei Anwendung folgenden Mittels augenblicklich verschwinden: Man gieße sich etwas Rum in die flache Hand, nachdem man zuvor ein wenig geschabte Kreide hineingethan. Von dieser Lösung ziehe man — noch ehe zuviel Kohlenäure aus der geschabten Kreide entweichen kann — möglichst viel in die Nase. Ist dies geschehen, so halte man die Nase 1/4—1/2 Minute lang zu, damit das eingeatmete nicht sofort wieder herauslaufen kann. Fast in demselben Augenblicke, in dem man die Flüssigkeit eingeatmet, verschwinden die Zahnschmerzen, gleichviel, welcher Art dieselben sind. Es ist natürlich kein Mittel, das den Zahnschmerz für die Dauer beseitigt — ein solches giebt es ja bekanntlich nicht — es hat aber vor allen andern den Vorzug, daß es sehr billig ist und dabei ausnahmslos ganz sicher wirkt.

Humoristisches.

Druckfehler. Zu der Eröffnung der Ausstellung haben sich sämtliche Spazier unserer Stadt eingestellt.

Auch eine Jagd. A.: Sagen Sie auch, Herr Doktor? — B.: Ja, manchmal; vorige Woche habe ich erst unsere Köchin aus dem Hause gejagt!

Verlegenheit. Näherin: „Rein, was die Herrschaften manchmal für Ideen haben! Da

läßt mir die Gräfin durch den Bedienten sagen, ich soll die Hemden ungefäumt säumen. Wie soll ich das denn machen?“

Neue Krankheit. Mama, schau', der Dunkel ist schon gesund! Da hinter uns geht er! Was hat ihm denn gefehlt? — Eine Geizhalsentzündung!

Im Dilettanten-Musikverein. Kapellmeister (zum Trommelschläger): „Aber Müller, haben Sie nicht so drein! Sie werden doch nicht mit ihrer großen Trommel die erste Violine spielen wollen?!“

Welche Eigenschaften hat der gute Ehemann?

- Der Ehemann, der seine Frau verehrt, Den Wunsch, den sie im Herzen trägt, erhört, Und Alles ihr, was sie begehrt, Bescheert — Der einsichtsvoll sich nie dagegen wehrt, Wenn für den Sommer in ein Bad sie fährt, Und ihre Launen, noch so unerhört, Gewährt — Der niemals im Geringsten sich beschwert, Wenn ihre Garderobe sich vermehrt; Vielmehr sich freut, wenn sie ein Kleid von Werth Begehrt — Der ohne Murren, still in sich gekehrt, Den Kelch der Eheleiden freudig leert, Und sich als Held am häuslich-stillen Herd Bewährt — Ein solcher Mann, wie die Erfahrung lehrt, Als der Gemahlin treuester Gefährt, Zu Tönen, die am meisten lobenswerth, Gehört.

Räthsel.

Mit B wird gegangen, Mit E aufgehangen, Mit S ist's ein Fluß, Mit H vom Dichter, ein Gruß. M. Klein.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Hermann und Dorothea.

Rheumatismus=

Leidenden zur Notiz. Seit längeren Jahren litt ich an Rheumatismus in den Beinen. Diese Krankheit breitete sich derart aus, daß ich zuletzt kaum noch im Stande war, zu gehen und meine Arbeit zu verrichten. Verschiedene Einreibungsmittel versuchte ich, die gar keinen Erfolg hatten, sondern nur 1—2 Tage etwas Linderung verschafften.

Da erfuhr ich durch Herrn Paul Ohlert hier von der Heilkraft der elektrischen Induktionsmaschine zur Selbstbehandlung, die Herr Gustav von Mayenburg in Dresden-Neustadt zum Segen vieler Leidenden herstellt und bezog eine solche mit Massage-Apparaten für 28 Mk. 50 Pfg. Nach Zwoöchentlichem täglichen Gebrauch konnte ich meine Arbeit vollkommen wieder verrichten.

S. Leuz, Wittenberge Bez. Potsd., Schützenstr. 20.

Prospecte versendet Gustav von Mayenburg. Bitte anzusuchen!

Maison diplomée OETTINGER & Co. Zürich (Schweiz)

versenden spesenfrei ins Haus modernste

Seidenstoffe, Samme, Brocates, Atlas-, Tüll-, Grenadines u. schweizerische Nouveautés-

stoffe zu Promenade-, Haus-, Reise-, Ball-, Gesellschafts- u. Hochzeitsroben; zu Trauer-Kleidern, zu Frühlings- u. Sommer-Costumes, zu Blousen, Jupons und Leibwäsche etc. etc. Elegante Muster. Auswahlen franko. Colorirte Modebilder gratis.

Was ist Teraxolin?

Teraxolin ist ein großartig wirksames Fleckpulvermittel, wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Farz-, u. Delfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagensett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen. Preis 35 und 60 Pfg. In allen Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen und Apotheken käuflich.

Alle gebraucht. Briefmark. kauft fortwährend. (Prosp. gratis) G. Zechmeyer, Nürnberg.

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 20jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressire: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Empfehle frko. u. Nachnahme delikt. Käse Limburger 9 Pfd. 3 Mk. 100 St. Mk. 3,25. C. Mandorff, Käseerei, Marburg (Hessen.) 27501